

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 31 (1955-1956)
Heft: 2

Artikel: Leben mit Vater
Autor: Kaltenbach, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072259>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Leben mit Vater

von FRITZ KALTENBACH

Mit Zeichnungen vom Verfasser



Jugenderinnerungen sind es, die ich erzähle. Ich war einziger Sohn und erlebte das große Auf und Ab aus allernächster Nähe, ja ich war ein Teil davon und bin aus diesen komischen, lustigen, aber auch düsteren Erlebnissen als kleiner Darsteller nicht wegzudenken. Heute, als Erwachsener, haben sich mir Sinn und Be-

deutung des Erlebten verschoben; merkwürdig, merkwürdig beständig aber bleiben für immer die Gefühle der Zusammengehörigkeit, das Zusammen-Gekämpft-Haben gegen eine unsichtbare, starke Übermacht. Und noch etwas: das Gefühl für die Bedeutung alles Erlebten, ob es schön, gut, lustig oder böse war.

JESUS IM ÄHRENFELD

Es regnet in Strömen, die Wagenfenster unseres alten Ford, Jahrgang 1923, sind angelaufen. Wie Tränen rinnt das Regenwasser über die Scheiben. Schwarz glänzt die Straße, und schwer ist die Landschaft, wie Blei, und die Stimmung auch.

Vater am Steuer, Mutter daneben und ich hinten mit zwei Kartonschachteln, darin unser ganzes Besitztum. Bimbi, der kleine Bastard, ist auch dabei, seit sechzehn Jahren. Sobald sich die Straße senkt, drückt Vater die Kuppelung und stellt den Motor ab, er spart so Benzin; denn wenn wir Glück haben, kommen wir heute noch nach Baden. Es ist die nächstgelegene Stadt, und weiter reicht das Benzin ohnehin nicht.

Wir haben Glück, wir fahren in Baden ein, parkieren auf dem Kirchplatz. Ich bewundere insgeheim meinen Vater. Ich weiß doch genau, Geld haben wir keines mehr, und trotzdem führt uns Vater ins Hotel Roter Turm, ruhig, gelassen, so selbstverständlich. An einem runden Tisch nehmen wir Platz. Es sind Stammgäste hier. Auf schwarzen Tafeln sind unzählige Weinsorten mit Kreide notiert. Hinter dem

Buffet steht ein rundlicher, gutmütig aussehender Mann in einem weißen Kittel. Mein Vater fragt die Servier Tochter nach dem Wirt. Es ist der rundliche, gutmütig aussehende Mann im weißen Kittel; er kommt zu uns an den Tisch, und Vater sagt zu ihm, wir seien unterwegs und momentan ohne Geld, ob er uns ein kleines Zimmer für die Nacht hätte. Nun setzt sich der Wirt zu uns. Vater erzählt ihm von uns, die Frau Wirtin ist inzwischen auch zu uns gekommen. Beide sind sehr nachdenklich geworden, ich habe das bestimmte Gefühl, daß wir hier bleiben können.

«Habt Ihr heute schon gegessen?» fragt uns plötzlich der Wirt. Wir geben keine Antwort. Etwas später kommen dampfende Platten und Schüsseln auf den Tisch; ich habe einen Riesen hunger und wundere mich sehr, daß Vater eigentlich sehr wenig isst.

Noch lange erzählt Vater, auch vom Bildermalen, das ja sein Hauptberuf ist, und daß er den Wirt von den verkauften Bildern, die er hier zuerst malen müsse, bezahlen werde.

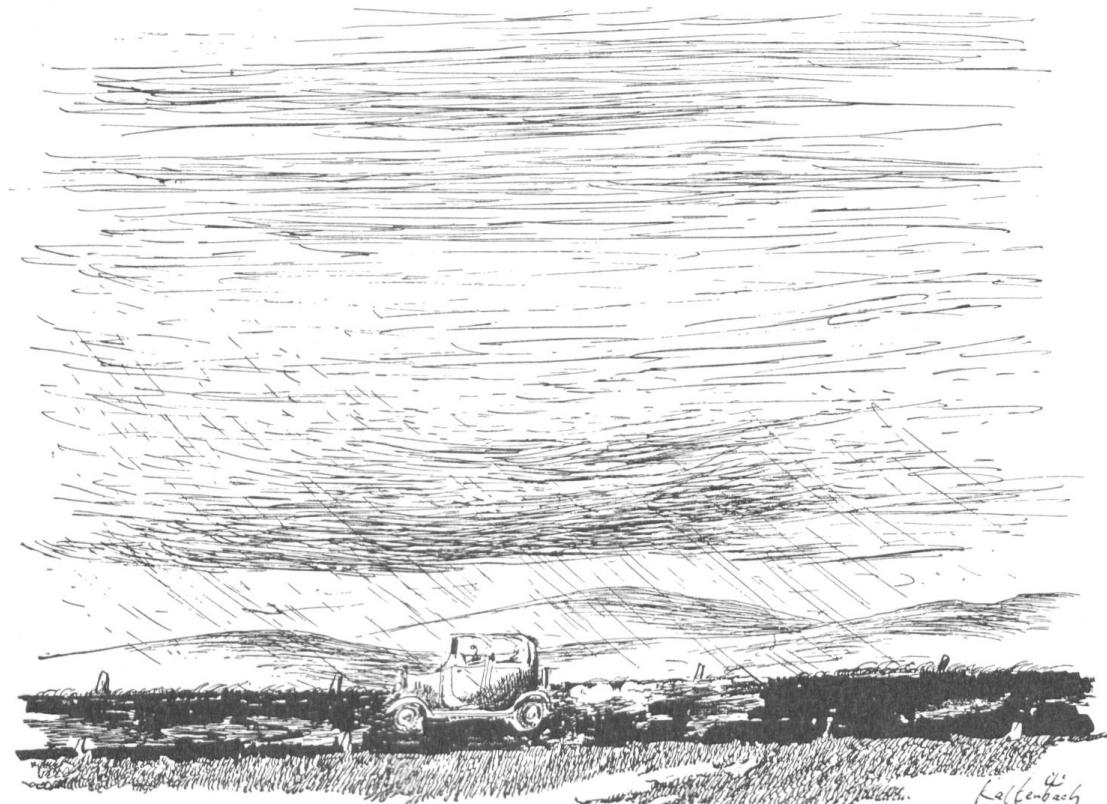
Der Wirt führt uns nun durchs Haus. Eine Treppe höher geht's durch den langen Saal,

eine Bühne ist auch da, ein Klavier steht an einer Wand, und Stühle stehen hoch aufgetürmt in einer Ecke. Noch zwei Treppen höher, unser Zimmer ist das letzte in einem langen Gang, eine schwarze Nummer ist auf die Türe gemalt.

Wir sind nun wieder allein. Das Zimmer ist sehr klein, und vorne, am Fenster, ist die Decke schräg. Die Leute auf dem Kirchplatz

festigt. So kann sie zwei nasse Bilder zusammenlegen, es bleibt dann genug Zwischenraum, daß sie sich nicht berühren. Eine Schnur übers Kreuz gebunden hält sie zusammen und dient zugleich als Traggriff.

So geht Mutter immer in den Verkauf. Wenn sie dann nichts verkauft, ist sie sehr wütend, weil die Leute nichts verstehen oder so geizig sind. Sie ist aber eine gute Verkäuferin, denn



sind ganz klein, weil wir so hoch oben sind. Wir schlafen gut diese Nacht. Am andern Morgen holt Mutter die Schachteln aus dem Auto; denn die Farben und der Spirituskocher sind darin. Auf dem Kocher macht Mutter den Tee, und der Vater sortiert bedächtig und liebevoll die Ölfarben. Er sagt mir, er sei kein großer Künstler, er male nur, damit die Arbeiter, die nur gedruckte Bilder haben, nun auch billig ein Ölgemälde kaufen können.

Vater hat immer farbige Postkarten, die er abmalt, und jetzt nimmt er zwei, die Chrysanthemen und die Rosen, er will sie malen.

Mutter hat ein eigenes Patent, nasse Bilder mitzunehmen. Es geht sonst so lange, bis sie trocken sind, und dann gibt es auch lange kein Geld. Sie nimmt vier halbe Korkzapfen, die sie in den Ecken mit einer Stecknadel be-

sie kann die Bilder immer ins beste Licht stellen, wie Vater sagt.

Nicht immer hat sie Bilder gegen Geld verkauft, sehr viel auch gegen Lebensmittel und Raucherwaren für den Vater. Sie hat aber hier in Baden kein Glück mit den Rosen und den Chrysanthemen. Mutter sagt, die seien hier alle zu fromm für die Blumen, Vater soll jetzt lieber aufhören mit den Blumen und etwas Frommes malen. Vater hat bei den Karten auch «Jesus im Ährenfeld». «Das ist richtig», sagt die Mutter.

Als ich eines Tages von der Schule komme, ist der «Jesus im Ährenfeld» fertig. Ich kann nichts dafür; aber Mutter hat recht, wenn sie sagt, die Jünger sähen aus wie Räuber, und dem Jesus auf dem Bild, dem sei auch nicht ganz zu trauen, mit dem Helgen ginge sie

nicht. Die Kleider der Figuren sind dafür schön, so leuchtende Rot und Blau habe ich seither nie mehr gesehen. Vater hat die Farben direkt aus der Tube gedrückt, nicht gemischt.

Ich soll doch mal die Köpfe probieren, sagt der Vater, ich hätte ja schon immer gerne Köpfe gezeichnet, ihm lägen halt die Köpfe nicht recht. Mit weißer Farbe hat er dann alle zugedeckt, es sieht lustig aus, diese farbigen Figuren mit den weißen Köpfen. Mutter sieht der ganzen Sache mißtrauisch zu.

Ich habe dann die Köpfe gemalt, nicht wie der Vater so harte Gesichter, sondern ganz weiche Gesichter. Wenn man nämlich mit dem Daumen das Gemalte vermischt, wird alles so weich, und das habe ich gemacht. Vater hat große Freude, und Mutter ist auch zufrieden. Sie geht mit dem Bild in den Verkauf.

Lange haben wir gewartet, der Vater und ich, bis sie wieder zurückkam. Aber schon vom Fenster sah ich, daß sie das Bild nicht mehr hatte. Es war in einer Metzgerei verkauft, und ein Velohändler hat sogar noch eins bestellt.

So ging das jetzt immer weiter, achtzehnmal hat Mutter «Jesus im Ährenfeld» verkauft; ich habe etwa 90 Köpfe gemalt und alle wieder mit dem Daumen verwischt, und Vater malte die schönen bunten Mäntel und die Ähren.

Vater hat dann alles im Hotel bezahlt, und als wir dann fortgingen, hatte es wieder viel Benzin im Tank.

Das «Jesus im Ährenfeld» hat uns Glück gebracht, vielleicht weil wir uns alle so Mühe gaben, das Bild schön zu machen, vielleicht als Belohnung, vielleicht.

MEIN VATER DER ERFINDER

IN dieser Zeit wohnten wir in Birsfelden, Birsstraße 28, in einer Mietwohnung.

Immer, wenn ich in letzter Zeit Vater den Gutenachtkuß gebe, nimmt er eine geheimnisvolle Ledermappe zu sich, wenn sie nicht schon auf seinem Schreibtisch in der Nähe liegt.

Morgen werde ich ihn selbst fragen, was er denn tut, wenn ich schlafe, Mutter habe ich schon gefragt, sie sagte mir, er arbeite eben. Auf meine Bemerkung, man höre ja gar nichts von dieser Arbeit, trotzdem es doch im ganzen Haus mäuschenstill sei, sagte Mutter stolz: «Dein Vater arbeitet eben mit dem Kopf und nicht mit den Händen, wie so viele das tun müssen.» Dann sind wir eben nicht einfach «Gewöhnliche», denke ich mit meinen zehn Jahren, wir sind sicher etwas mehr, und eines Tages werden wir mehr haben als alle andern, mehr Bilder, mehr Geld, mehr Spielsachen und mehr zu essen. Mit diesen Gedanken schlafe ich ein und träume diese Nacht von riesigen Blumenbeeten hinter Eisengittern, wie am Gelert in Basel, wo die weißen Häuser ganz hinten im Park sind, daß man sie fast nicht sieht. Überall sind Schaukeln auf grünen Rasenflächen, und ein weißes Pony wartet darauf, bis ich wieder reiten komme.

«Fritzi, in die Schule!» höre ich wie von weiter, «Fritzi, in die Schule!» Ich erwache, und vorbei ist es mit dem weißen Pony.

An diesem Tag bin ich ein schlechter Schüler.

Der Lehrer Handschin, sonst ja ein Lieber, ruft mir ein paarmal zu, ob ich träume. Nein, ich träume nicht; aber ich muß immer wieder an die Mappe denken und was Mutter gesagt hat, an die Arbeit, die man nicht hört und die so gut und wichtig ist, daß man eines Tages plötzlich reich ist. Merkwürdig, was das nur sein kann.

Ich bin froh, daß es endlich Abend ist und der Moment mit dem Gutenachtkuß da ist. Ich frage jetzt Vater: «Was arbeitest du denn in der Nacht, das so wichtig ist und das uns eines Tages reich macht?» Vater lächelt ein wenig und sagt ruhig: «Ja, weißt du, Fritzi, so sicher mit dem Reich-Werden ist das nun nicht, aber zugegeben, mit etwas Glück kann es möglich werden.»

Ich bin sehr gespannt und sehe nur noch, was die Lampe mit den blauen und rosaroten Krälleli über dem Tisch beleuchtet. Vaters Hände sehe ich ganz genau, wie vergrößert, die langen schmalen Fingernägel; an der rechten Hand sind Zeigefinger und Mittelfinger braun, denn wenn Vater studiert, hält er die Zigarette zwischen den zwei Fingern, ganz ruhig, der Rauch schlängelt sich dann den Fingern entlang nach hinten und färbt sie braun.

Die Uhr höre ich auch ticken, und die Mappe sehe ich, es ist eine schwarze Mappe mit viel Kratzern und den Buchstaben F. K. eingekritzzt. Diese Mappe öffnet jetzt Vater und nimmt viele beschriebene Blätter und

Zeichnungen heraus. Nun legt er alles an verschiedene Orte, immer Zeichnungen und beschriebene Blätter zusammen, so wie sie eben zusammengehören.

«Siehst du jetzt, Fritzi, so entsteht ein Patent», sagt er zu mir. «Zuerst die Idee, dann die Zeichnungen und Berechnungen und nachher die Modelle.»

Ich bin so neugierig, was Vater erfindet, und stolz bin ich auch, daß ich einen Vater habe, der ein Erfinder ist. Er gibt mir eine Zeichnung und sagt: «Das ist das Schiefer-tafel-Etui, mit dem geht überhaupt keine Schülertafel mehr kaputt.» Ich staune, wie das möglich ist; er aber fährt mit seinem langen Zeigefinger über die Zeichnung und erklärt mir alles. In einem Kartonetui sind Stahlfedern so angeordnet, daß die Tafel sich beim Hineinschieben zwischen die Federn zwängen muß. So liegt sie nirgends fest auf, sie schwebt so-zusagen im Etui.

Ich bin begeistert, wenn ich daran denke, wie viele Tafeln nur ich schon kaputt gemacht habe, und jetzt mit dem Etui bleiben sie immer ganz. Alle Leute, alle Väter und Mütter werden doch dieses Wunderetui kaufen, und dann ist Vater reich. So wirbelt es mir im Kopf herum. Jetzt soll ich aber ins Bett, und morgen abend werde er mir das zweite Patent erklären.

Der andere Abend ist bald da, und Vater und ich sind wieder unter der Lampe bei der Mappe, den Zeichnungen und Berechnungen.

«Siehst du, Fritzi, hier ist das Schirmhalter-Patent; ein ganz kleiner Schirmhalter, aus einem einzigen Stahldraht geformt. Das Ganze hat nur 5 cm Länge und 4 cm Höhe. Der Stahlfederdraht ist geformt und geschlungen, damit er mit einem Griff an der Tischkante fest-sitzt. Der Schirm wird auf den Boden gestellt, gegen den Schirmhalter gedrückt, und schon ist er festgeklemmt. Was meinst du nun, Fritzi, für was dieses Patent gut sein soll?»

«Im Wirtshaus und sonst überall, wo man sich hinsetzt, hat man den Schirm bei sich, und so kann man ihn nie mehr vergessen», ant-worte ich.

Der Vater strahlt und sagt mir, ich sei ein gescheiter Bub.

Der Aschenbecher auf dem Tisch ist mit Stummeln so gefüllt, und ich vermute, Vater sei die letzte Nacht sehr spät ins Bett gegangen. Ich frage ihn, und er sagt mir, daß er überhaupt noch nicht im Bett gewesen sei, er

müsste eben arbeiten, wenn die Ideen da seien, schlafen könne er dann ja immer noch lange genug.

Ich verstehe das. Ich traue meinen Augen kaum, als mir jetzt Vater gleich noch ein drittes Patent erklärt, eben das in der vergan-genen Nacht entstandene. Es ist die Super-Glühbirne, Verbindung zwischen Glühbirne, Edison, Super-Glühbirne, und Vater drängt sich mir auf, und jetzt bin ich fest überzeugt,



daß Vater ein großer Erfinder ist. Die Idee des neuen Patentes ist fabelhaft. Das kleine dünne Glasstäbchen, das in der Mitte jeder Glühbirne sitzt, als Träger der Leuchtfäden, wird Vater von nun an aus Spiegelmaterial ein-setzen. So strahlt das Spiegelstäbchen mit gleichem Stromaufwand die Leuchtkraft um das Doppelte zurück. Diese Ersparnis an Strom wird alle Leute veranlassen, dem Vater seine Super-Glühbirne zu kaufen.

Wieso macht Vater eigentlich alles Patente, die sparen helfen oder die das Verlieren ver-hindern? Er selbst hat doch noch nie etwas

verloren oder stehen gelassen und hat doch auch noch nie gespart! Ich komme mit diesem Gedanken nicht weiter, ich verstehe das eben noch nicht.

In den nächsten Wochen kommen Männer zum Vater; sie reden miteinander von den Patenten, viel mehr verstehe ich nicht davon. Wörter wie Rentabilität und Lizzenzen, Finanzierung und Patentschriften sagen mir nicht viel. Hingegen habe ich volles Verständnis für die nun inzwischen entstandenen Modelle.

Vater hat aber neben den Besprechungen noch sein letztes und wichtigstes Patent gemacht, die Tortenschneidplatte für Restaurationsbetriebe. Eine Torte wird auf eine Art Drehscheibe gelegt. Auf einer Drucktasten-Skala 2—12 kann nun die gewünschte Kuchenstückzahl eingestellt werden. Mit einem Griff schneidet nun eine gespannte Saite, die über einen Bügel straff gezogen ist, die Tortenstücke in der genauen Größe und genau gewünschten Anzahl der auf der Taste gedrückten Nummer. So werden Differenzen ausgeschaltet und eine Teilung der Kuchen in die gewünschte Anzahl ermöglicht.

In Gedanken sehe ich Fabriken entstehen, den Vater als Oberdirektor; denn es sind ja alles seine Patente.

Aber Wochen und Monate vergingen, und es entstand überhaupt nichts. Nur langsam vernahm ich aus Gesprächen, zwischen Vater und Mutter, oder zwischen Vater und den fremden Herren, daß das Schülertafeletui nicht gemacht werden kann, weil in den Schulen die Schiefertafeln bald aufgehoben werden.

Der Schirmhalter hat keine Begeisterung erweckt, weil der Schirm am Tisch eine Wasserlache auf dem Boden hinterließ.

Die Super-Glühbirne war eine optische Täuschung, weil das Spiegelstäbchen durch seine Undurchsichtigkeit ebensoviel Licht abdeckte wie zurückwarf.

Die Tortenschneidplatte, das beste Patent von allen, hat Vater nicht mehr bezahlen können, das Modell wäre auf Fr. 2000.— zu stehen gekommen; so ging auch das nicht.

Tief innerlich bin ich sehr traurig, nicht nur, weil wir nicht reich werden; aber Vater ist doch ein Erfinder und hat so lange daran gearbeitet.

Es kommt mir wieder in den Sinn, wie er sagte: «Glück muß man auch haben dabei», und ich bin jetzt ganz sicher, daß wir reich geworden wären, wenn wir dieses Glück gehabt hätten; denn Vater ist ja gescheiter als alle andern.

INKASSO IN BIEL

DIENE Woche war unser Essen nicht so abwechslungsreich. Jeden Mittag gab es Teigwaren. Mutter hat große Erfahrung, sie kocht sie jedesmal ein klein wenig anders; einmal aus dem Wasser, dann wieder mit Käse, oder wenn sie ganz fein sein müssen, mit Ei und in der Bratpfanne krustig braun angebraten. Ich wundere mich nicht so sehr, daß diese Woche die Teigwaren immer «solo» sind; denn ich weiß, wir haben schon längere Zeit kein Geld mehr. Mutter holt das Allernötigste auf Kredit bei Zumbühl. Es sind liebe Leute, die Zumbühl, sie geben uns immer; denn sie wissen, Vater bezahlt, sobald er Geld hat.

Mutter ist überhaupt so praktisch. Wir haben doch noch nie Kohlen gekauft, wie das andere tun, und doch haben wir selten gefroren. Einen Bund Brikette kann sie immer aufstreben, und wenn das nicht geht, holt sie im Spezereiladen ein paar leere alte Kisten, und im Nu knistert und kracht es im Ofen. Wenn

dann Vater genug Zigaretten hat, haben wir es sehr gemütlich. Es ist ihm wichtiger als das Essen, sagt er. Unsere abgeschrägte Dachwohnung liegt außerhalb Kriens; hier kostet der Hauszins viel weniger als in der Stadt. An freien Nachmittagen gehe ich in den Wald Holz suchen; Mutter hat eine riesige Freude, wenn ich eine dicke Burde heimbringe. Mir gefällt es überhaupt gut hier, die Wiesen und Wälder, so nahe dahinter die Berge, das alles dünkt mich viel schöner als das Leben in einer Stadt, wo ich mir immer wie ein Gefangener vorgekommen bin.

Ein Freitag im Dezember ist es heute, grimmig kalt, sie sagen, es sei mindestens 18 Grad unter Null, aber ohne Schnee. Vater malte wieder ein Bild, den «Heiligen Hain» von Böcklin. Der Verkauf geht schlecht, vielleicht geht dann knapp vor Weihnachten noch etwas.

Es dunkelt heute früh, die Straßenlaternen sind schon angezündet. Vater sitzt am Tisch,

ein Bein über das andere gelegt. Mit zwei Fingern stützt er den Kopf in der Schläfengegend; das macht er stets, wenn er studiert. Ich bin dann immer ruhig, und Mutter hat meistens etwas in der Küche zu tun.

«Du, Fritz!», sagt er plötzlich, «wir haben ja noch ein ganz nettes Guthaben von 100 Franken in Biel. Das sind jetzt vier Monate her, als ich dem Braun das schöne Bild mit den Rosen gemalt habe. Weißt du was?», sagt er, «wir holen das Geld noch heute nacht, wir versäumen ja ohnehin nichts. Für was haben wir schließlich unser Auto, jetzt kann der alte Karren wieder einmal beweisen, daß er zu uns gehört.»

Mutter ist vom Inkassoplan begeistert. Sie geht noch für zehn Minuten fort, und wie sie zurückkommt, drückt sie Vater sieben Franken in die Hand für die Reise. Wie sie das gemacht hat, habe ich nie erfahren können. Den Reisebatzen für alle Fälle hätten wir, jetzt kommt das Problem Nummer zwei: «Woher nehmen wir so viel Benzin?» frage ich Vater.

«Das lasse nur meine Sorge sein, ziehe dich an, wir müssen uns beeilen, sonst liegt der Braun im Bett auf meinen hundert Franken, und wir können im Auto übernachten, als Eisäulen wären wir beide nicht gerade schön anzusehen.»

Ich begreife und ziehe meinen dicken Pull-over an. Den hatte ich schon immer, schon so lange, daß ich nicht mehr weiß, wann ich ihn zum erstenmal tragen durfte. Die Kniehosen und Strümpfe schließen nach unten hermetisch ab. Diesen Kniehosenstoff habe ich von Anfang an scheinlich gefunden. Vater hatte ihn zuerst zwei Jahre lang in einer Schachtel. Ich hatte immer gefürchtet, daß aus diesem grauenhaften Stoff einmal etwas werden soll, das mir gehört. So kam es auch, wir waren damals in Lenzburg, und Vater hat dann diese Montur im Zuchthaus anfertigen lassen, sozusagen nach Maß und trotzdem billig. Ich litt viel in diesen Hosen, nur eines habe ich nie, gefroren.

Nun also, ich bin angezogen, Vater auch; er trägt seinen ehemals grauen Mantel, der schon lange einen komischen Stich ins Gelbliche hat; die Qualität ist aber ebenfalls nicht umzubringen und deshalb auch kein Grund vorhanden, an einen neuen zu denken. Vater hat übrigens bis heute über alle Kleidersorgen stets nur gelächelt. Er kaufte sich noch nie einen Anzug, er sagt, er trage nur Maß — nach andern Leuten gemessen natürlich.

So gehen wir. Weiter vorn um die Ecke ist eine Kleingarage.

«Fritzi, komm!» sagt Vater. Ich staune, als er dort dem Chef unsere Einzügergeschichte genau so erzählt, wie sie ist. Der Mann hat ein gutes Herz und füllt unsren Tank.

So, nun wären wir fahrbereit und starten. Es ist ja gut, daß kein Schnee liegt, doch herrscht eine sibirische Kälte. Vorn haben wir nur noch zwei Seitenteile montiert, die andern sind schon lange kaputt. Die hintern Türen sind mit einem Strick zugebunden, aber sonst ist unser Auto ein wahres Wunder an Kraft. Wenn wir wollten, wir könnten Treppen steigen damit.

So fahren wir in die Nacht hinein, von der Hoffnung erwärmt, den Braun noch zu treffen. Er ist Junggeselle, und wir wissen ja, wo er wohnt. Die Motorenwärme bewahrt uns vor dem Schlimmsten, und die Fahrt geht ohne jeden Zwischenfall vorwärts, bis — eben, bis jetzt der linke Scheinwerfer spukt. Es ist gerade so, wie wenn ich mir mit einer Handfläche die linke Gesichtshälfte zudecken würde. Vater flucht, und siehe da, er brennt wieder, bestimmt nicht wegen des Fluches, aber er brennt. Nicht lange, schon brennt er nicht mehr, und nach einer kurzen Zeit ist auch der rechte aus. Vater fährt im Velotempo bis an die nächste Garage.

Der Chef ist schlechtgelaunt und sagt uns, vor morgen früh sei die Reparatur nicht zu machen. Wir können nicht ohne Licht fahren, so sind wir diesem mürrischen Kerl ausgeliefert und müssen in Oensingen bleiben — so heißt das Dorf hier. Ich frage mich im stillen, ob unsere sieben Franken wohl ausreichen; Vater hat aber keine Bedenken, und ich ahne nicht, daß ich mich bald so schämen werde wie noch nie zuvor.

Ein kleiner Gasthof ist es, wir steigen die paar Steinstiegen hinauf, und Vater bestellt in der Gaststube zwei Café crème und fragt, ob die Wirtsfrau hier wäre. Die rothaarige Servier Tochter könnte in Sachen Freundlichkeit sehr gut mit dem Garagisten verwandt sein. Die Wirtin kommt und fragt Vater, was er wolle. Der Vater holt weit aus und stellt mich als seinen kleinen lieben Bub vor. So klein bin ich nun auch nicht mehr, mein ganzer Bubenstolz bäumt sich auf dagegen.

Er sagt der Wirtin, daß ich eben ein so anhänglicher lieber Bub sei und heute noch, wie von ganz klein an, bei ihm im gleichen Bett

schlafe, vor lauter Anhänglichkeit und Angst. Ich sei eben so ein sensibles Kind. Ich werde zündrot, schäme mich maßlos und merke immer noch nicht, wo Vater hinaus will. Erst eine halbe Stunde später im Zimmer erklärt mir Vater, daß ein Einerzimmer bedeutend weniger koste als ein Zweier-, und daß der kleine, ängstliche Bub ja nur eine Notlüge gewesen sei. Ich begreife jetzt und habe nur einen Wunsch, der Wirtin am Morgen nicht zu begegnen.

Vater bezahlt noch am selben Abend, damit wir uns am Morgen um das Frühstück herumdrücken können, für das unser Geld nicht mehr reicht. Gut haben wir trotzdem geschlafen, auch dem Garagisten scheint ein guter Schlaf seine bessere Laune zurückgegeben zu haben. Da wir früh genug sind, verzichten wir auf die Reparatur und fahren los. Wir den-

Stimmung läßt nichts zu wünschen übrig. Wir haben Grenchen schon hinter uns, die Straße ist schnurgerade und führt durch eine topf-ebene Landschaft. Ich bin richtig übermüttig und rede ständig auf den Vater ein, er solle doch noch mehr Gas geben; denn hier auf dieser schnurgeraden Straße könne uns doch nichts passieren. Vater ist aber ein sehr vorsichtiger Fahrer und gibt erst nach langem Bitten nach.

Wir flitzen durch die Landschaft, ich lache laut vor Freude, und Vater lächelt, es gefällt ihm nämlich jetzt auch. Wenn ich mich nicht täusche, tönt auch der Motor auf diesen Touren viel rassiger, so dunkel, wie bei einem Bugatti-Rennmodell. Vater bestätigt übrigens meine Beobachtung, tatsächlich sagt er: «Dem gefällt's scheinbar wie dir, Fritzi». Wir sausen schon eine Viertelstunde, als sich in das schöne Bugatti-Gebrumm ein merkwürdiger Mißton mischt, wie ein dumpfer Hammerschlag hört es sich an, Vater hat es auch bemerkt. Der Hammerschlag wiederholt sich, und die Zeitabstände zwischen Bugatti-Gebrumm und Hammerschlägen werden immer kleiner.

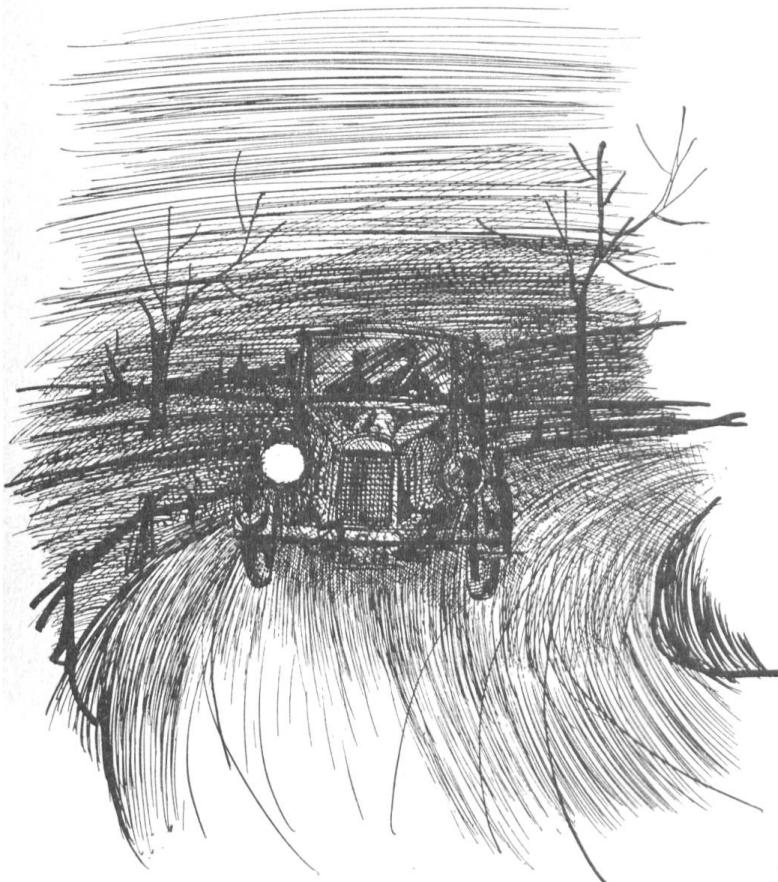
Ich ahne das Ende, es knallt noch ein einzigesmal, und dann fährt Vater lautlos, ohne Bugatti-Gebrumm, aber auch ohne Hammerschläge, mit der noch im Wagen schlummern den Schwungkraft von der Straßenmitte auf die rechte Straßenseite. Es ist still um uns, im Auto, in uns, wir sehen einander bestürzt an, und dann, wir können nicht mehr, lachen wir, daß uns der Bauch weh tut. Vater glänzen die Augen, so muß er lachen.

Nach diesem ersten Lachschock wird mir die Situation erst recht bewußt. Ich denke nur noch an eines und sage das auch Vater: «Wie kommen wir ohne Geld mit dem kaputten Auto hier wieder weg?»

Er erklärt mir seelenruhig, daß wir hier in der Schweiz in einem Land der Ordnung leben, daß ich sicher noch nie an einem Wegrand ein herrenloses Auto bemerkt habe und daß in einem Falle wie dem unsfern das Auto eben in die nächste Garage abgeschleppt werden müsse.»

«Und das alles ohne Geld?» frage ich erstaunt.

«Nein, Fritzi, natürlich nicht.» Bei uns sei nur die richtige Reihenfolge etwas verschoben. Ich dürfe unser Guthaben in Biel nicht vergessen. Streng genommen hätten wir diese hundert Franken schon im Sack, bezahlten je-



ken frohgemut an die auf uns wartenden hundert Franken. Daß wir Braun eventuell gar nicht antreffen könnten, verschweigen wir uns gegenseitig absichtlich; kein Wort, ja keine leise Andeutung fällt deswegen, wir verstehen uns ja, ohne viele Worte zu machen. Das Wetter ist schön, so kalt es auch ist, und unsere

doch ein paar Stunden später, was im Grunde genommen überhaupt keine Bedeutung habe.

Ich verstehe wohl, habe aber trotzdem ein komisches Gefühl der Unsicherheit. Wir sitzen auf dem Trittbrett und warten, bis ein Auto in der Richtung Biel kommt. Endlich erscheint ein Lastwagen. Vater gibt ein Zeichen mit der Hand; der Chauffeur hält an.

«Habt Ihr eine Panne?» frägt er uns.

«Ja eben», erwidert Vater und bittet den Chauffeur, einen Garagisten von Lengnau, doch den Abschleppwagen zu uns zu schicken. Der Chauffeur legt die Hand an die Mütze, steigt auf seinen hohen Führersitz und sagt, daß die Sache in Ordnung käme. Es vergeht noch eine Viertelstunde, bis ein Wagen von Richtung Lengnau kommt. Tatsächlich, er verringert das Tempo, hält an und kehrt. Ohne ein Wort zu sagen, bindet der Mechaniker unsern Wagen mit einem Seil an den seinen. Er bittet Vater, mit mir in unserm Auto Platz zu nehmen und mit ausgekuppeltem Motor den Wagen zu steuern. Im Vierzigkilometertempo geht's Lengnau zu. Wir schnauen auf und sehen einander an. Ich staune, Vater lächelt und sagt: «Siehst du, Fritzi, es geht nichts über Zuverlässigkeit und Ordnungssinn!» Ich glaube ihm sein Bekenntnis nur halb und lächle jetzt auch, ohne genau zu wissen warum.

So nahe bei Braun und doch nicht bei Braun! Aber jetzt muß ich aufpassen, daß das Zugseil immer schön straff ist, sonst reißt es durch.

In Lengnau vor der Kleingarage angekommen, verschwindet der Mechaniker zuerst mit dem Oberkörper unter der Motorhaube, dann kriecht er unter den Wagen. Nach fünf Minuten wissen wir Bescheid: Kerzen verrußt und ein Auspuffbruch direkt am Motor. Leider habe er das nötige Material nicht hier, er müsse Verschiedenes für die Reparatur in Biel holen; ob wir etwa auch nach Biel möchten, frägt er uns. Vater und ich sehen einander wortlos an. Wie von weitem höre ich Vater sagen: «Nach Biel, ja, warum nicht, ist doch eine schöne Stadt; was meinst du, Fritzi, willst du mit nach Biel?»

Ich bringe kein Wort heraus und nicke nur zustimmend. Am liebsten hätte ich dem Mechaniker irgendein Geschenk gemacht, wenn ich nur eins gehabt hätte. Statt dessen sage ich ihm, er habe eine wunderschöne Garage hier in Lengnau. Der Mechaniker sieht mich etwas komisch an und sagt nur, ich solle hinten in seinem Wagen Platz nehmen.

Als wir gegen Biel fahren, danke ich dem Schicksal, das uns immer hilft und es so gut mit uns meint.

Schnell sind wir dort, der Mechaniker hält an und verabschiedet sich mit den Worten, daß er seine Bestandteile bald habe und sofort wieder nach Lengnau zurückfahre, damit wir unsren Wagen bald wieder fahrbereit hätten. Wir könnten dann den Zug nehmen zurück, die Verbindung sei gut.

Vater bedankt sich und macht nachher zum erstenmal ein bedenkliches Gesicht. Wenn wir jetzt den Braun nicht treffen, ist alles, was wir seit gestern geleistet haben, zwischen dem Auto und uns eine 15 Kilometer große Distanz zu schaffen. Jetzt lache aber ich, diese Überlegung und wie Vater das feststellt, finde ich einzigartig lustig.

Wir suchen nach der Adresse auf Vaters Zettel schleunigst den Braun, und — es ist kaum zu glauben — finden ihn. Persönlich öffnet er uns seine Wohnungstür. Eine Freude hat er, uns zu sehen, wir müssen in der guten Stube Platz nehmen, und da Braun Junggeselle ist, bringt er persönlich den Sirup für mich und für Vater und ihn ein Glas Wein. Es kommt mir wie im Märchen vor. Ich betrachte das Bild vom Vater, es hängt über dem Buffet. Schön sind sie, die Rosen, es sind gelbe und rote in einer blauen Vase. Ich muß immer wieder an unsere, das heißt vorläufig noch Brauns hundert Franken denken. Ob er sie wohl hat, und wenn er sie hat, ob er sie uns gibt? Vater ist lustig und erzählt aus unserm Leben. Braun hört zu, manchmal ganz still, dann lacht er wieder.

Was ich einfach nicht verstehe, weder Vater noch Braun erwähnen irgend etwas von den hundert Franken. Hat er sie, gibt er sie? Wenn er sie nicht hat, was geschieht mit uns, der Heimreise, dem Auto? Ich verstehe überhaupt nichts mehr. Braun lädet uns zum Mittagessen ein. Vater will ablehnen, wir hätten noch dringend zu tun. Es nützt aber nichts.

Im Restaurant wird gegessen und von allem gesprochen, nur nicht von den hundert Franken. Vater isst kaum. Vielleicht denkt er jetzt auch an sie.

Braun bezahlt alles und erwähnt ganz nebenbei, daß er meinem Vater, wenn er sich nicht sehr täusche, noch hundert Franken schulde für die Rosen. In mir jubelt es. Ich sehe, daß Vater eine Quittung hervornimmt und an deren Stelle in seine Brieftasche die hundert

Franken legt. So, jetzt kann uns nichts mehr passieren, wir sind sozusagen reich.

Wir verabschieden uns, bedanken uns und gehen schnellstens auf den Bahnhof. Zuerst sieht Vater, wann der Zug fährt. Es ist noch zehn Minuten Zeit; das reicht gerade, um Mutter zu telefonieren. Der Hausmeister hat das Telefon und holt Mutter schon, wenn es wichtig ist. Wie wir gegen Lengnau im Zug sitzen, könnte es uns nicht besser gehen. Die Sonne scheint sogar, wir sind glücklich. Den Wagen finden wir repariert vor, und zur großen Überraschung sind auch die Türschlösser hinten gemacht. Die Rechnung bezahlt Vater; es macht alles in allem Fr. 48.50. Er sagt nur, daß wir für diese Reparatur in der Stadt bedeutend mehr bezahlen müßten.

Die Heimreise wird zum Triumph. Wir schwatzen und lachen und sind vom Wagen begeistert, wie der zieht.

In Oensingen hält Vater dort, wo wir geschlafen haben, an. Es sei nicht mehr als recht, jetzt, wo wir Geld hätten, auch etwas Richtiges zu konsumieren. Das ist eine schöne Tat, denke ich, denn sie hätten es ja nicht gemerkt, wenn wir vorbei gefahren wären; aber eben deshalb finde ich es schön. Vater hat dann Koteletten bestellt. Die Wirtin kannte uns so-

fort. Die Koteletten konnten wir leider nicht essen, sie hatten so einen merkwürdigen Geschmack. Aber die Tat Vaters war trotzdem schön. Er hat sogar der Rothaarigen noch ein Trinkgeld gegeben, daß sie dreimal «Danke schön!» und «Vergelt's Gott!» sagte.

Frohgelaunt kommen wir zu Hause an. Der Vater macht noch Halt beim Garagisten und bezahlt das Benzin.

Mutter erwartet uns. Sie hat das bessere Kleid an und sagt mir, Vater nehme uns mit in die Stadt, er habe es ihr am Telefon von Biel aus gesagt, wir gingen heute zur Feier des Tages auswärts essen.

Im Buffet dritter Klasse, wo Vater viel verkehrt, essen wir dann zu Nacht. Mutter macht, trotz des guten Essens, ein komisches Gesicht, als ihr Vater vom Inkasso noch ganze fünf Franken geben kann. Sie weiß eben noch nicht, wie alles ging unterwegs und daß Vater ja nichts dafür kann. Im Verlauf des Abends erzählt er ihr dann alles ganz genau, und als er zu Ende ist mit der Geschichte, sagt sie nur kurz: «Die Hauptsache ist, ihr seid wieder da, und jetzt gehen wir heim schlafen. Letzte Nacht habe ich kein Auge geschlossen, weil ich nicht wußte, was mit euch beiden los ist.»

(Die Erinnerungen werden fortgesetzt)

Da musste ich lachen

In einem Walliser Bergtal lernte ich während meiner Sommerferien zwei liebe Kinder kennen, von denen das eine in schwerer Krankheit knapp dem Tode entronnen war. Die Familie war arm, darum schickte ich den Geschwistern etwas zu Weihnachten, wofür sie sich artig bedankten. Im nächsten Jahr kam eine Karte vor Weihnachten, auf der sie mir frohe Festtage wünschten. Ich verstand den Wink und schickte wieder etwas. Der Dank blieb aus; aber im dritten Jahr kam wieder eine Ansichtskarte vor Weihnachten. Ich reagierte diesmal nicht darauf, und es blieb lange still zwischen uns. Aber vor Weihnachten kam prompt wieder eine Ansichtskarte mit vielen guten Wünschen und der unbeholfen geschriebenen Schlußzeile: «Es grüßen herzlich Ihre „unvergeßlichen“ Elsa und Amanda.» Der Leser errät, was die «unvergeßlichen» Kinder meinten, und auch ich fühlte mich lachend gedrungen, doch wieder ein Päcklein zu schicken.

E. H.